

Das letzte „Gaudemus.“

Eine Münchener Studentengeschichte von M. Langenberg.

Mit war damals recht wehmützig um das Herz, als ich München ver- lassen sollte. Als ich, ein Norddeut- scher, dorthin kam, um mich als „ju- riodios juris“ immatrikulieren zu lassen, da kam ich, offen gestanden, eigenlich weniger „Studirens“ halber, als aus mehr deshalb, um Jfar-Ärthen mit sei- nen Kunstschätzen und der lockenden Nähe des Hochgebirges kennen zu ler- nen, und wohlweislich hatte ich mir dazu ein Sommersemester ausgewählt. Und nun waren aus dem anfänglich in Aussicht genommenen Einen Semes- ter deren vier geworden; mit Ehren- trag ich die Burschenmühe eines Mün- chener Corps und gar manchemal hatte ich an den, den Eingeweihten wohlbelannten Orten meinen blauen Schläger gegen den eines Gegners es- schwingungen und manche frohe Bursch- schaft an den Sternberger- oder An- werfer mitgemacht. Ich hatte die schö- ne Stadt an der rauschenden grünen Jfar von Herzen lieb gewonnen, treue Freunde dort gefunden und angenehme Erinnerungen hatten mir so manchen Ort geweiht. Alles das sollte ich nun aufgeben; Korpssbrüder und Burschen- band, Schläger und Fechtboden, Kneipe und Kaffeehaus sollte ich verlassen! Aber die Zeit drängte; ich stand nicht mehr fern vom Staatsexamen, und dieses konnte ich als Jurist nur auf einer heimathlichen Landesuniversität ablegen, die ich also nunmehr, der „Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“, zu beziehen mich anstieß.

Man wird jetzt die stille Behemuth begreifen, mit der ich dem Abschied ent- gegen sah. Außer mir verließen da- mals noch zwei Korpssbrüder das Corps als Inaktive, und es war vor- auszusehen, daß die Abschiedskneipe ziemlich lebhaft werde würde, da außer mehreren in München sich aufhaltenden Praktikanten auch einige „alte Herren“ daran theilnehmen wollten. Natürlich würde auch Mud nicht fehlen. „Mud! guter Geselle mit dem ehri- gen, treuen Gesicht, ich reiche Dir im Geiste die Hand, und jetzt, wo ich Dein gebente, steigt die alte, schöne Zeit erst recht lebhaft vor mir auf. Mir ist, als hörte ich Dein dröhnendes Schmolli- über Deinen mächtigen Saß, mit dem Du, gleichsam „de profundis“, das „Gaudemus“ oder den „Landesvater“ ankimmtest: ich sehe Dich, wie Du mit

regelmäßig wie früher, fast noch regel- mäßiger. „Man muß sich nach der Arbeit doch eine Erholung gönnen!“ sagte er dabei. „Wenn Ihr Frühsche so gearbeitet hättet wie ich, so würdet Ihr auch Durst ha- ben und Euch nach ordentlicher Gesell- schaft sehnen!“ Die Frühsche aber pflegten bei solchen inhaltschweren Worten des bemoohten Hauptes verständnißkinnig sich zuzu- scheln; denn sie wollten beobachtet ha- ben, daß Mud's „Arbeiten“ darin be- stand, daß er sich aus der Staatsbi- bliothek einige medizinische Werte ent- lieh, würdevoll und mit feierlichem Schritte, die Bücher unter dem Arm, einige Male die Ludwigstraße vom Odeonsplatz bis zum Siegesthor auf- und abging und dann bei sich daheim die Bücher aufgeschlapp auf seinem Schreibtisch legte, ohne ihr behagliches Stilleben etwa durch eine freudhafte Reugier nach ihrem gelehrten Inhalt zu stören. So also munkelten die Frühsche unter- einander, und es gab — ich muß es lei- der oeffnen — auch mehrere „bierehr- liche“ Burschen, die solchen Gerüchten vollständig Glauben schenkten, weil sich das Gegentheil davon nicht mit aus- reichender Sicherheit feststellen ließ; das einzige bestimmte, entgegenstehende Zeugniß, dasjenige Mud's, wurde, son- ders von den Juristen, als im höch- sten Grade ansehbar hingestellt. Jed- falls lag, selbst für die gläubigsten Naturen, über Freund Mud's „Arbei- ten“ ein geheimnißvoller Schleier, der selbst seine worts- und tugendreiche Hauswirthin ins gegenüber nicht zu lüften vermochte. „Viel zu Hause“, pflegte sie zu sa- gen, „ist der Herr Doktor nicht!“ — alle Studenten werden von ihren Wirthin- nen „herr Doktor“ titulirt — „aber Morgens trinkt er immer Kaffee zu Hause!“ Diese Gemüthsruhe beruhigte uns außerordentlich, wenn uns etwa der bange Gedanke bekommen wollte, daß Freund Mud sich bei seinem „Arbeiten“ überanstrengen und Schaden thun könnte. Im Uebrigen wußten wir ziemlich genau, wo er sich tagsüber auf- hielt: auf dem Fechtboden und auf der Kneipe, und wo zwei oder drei aus un- serer Verbindung sich zu fröhlichem Thun zusammenhoben, da konnte man auch mit zweifelloser Sicherheit den au- ten Mud mitten unter ihnen, und nicht als den letzten, antreffen. Auf's Tief- ste mußte es natürlich sein couleur- treues Gemüth betrübten, als er erfuhr, daß am Schlusse des Semesters nicht weniger als drei Burschen auscheiden wollten. „Stiller“, meinte er und wiegte be- dächlich sein würdiges Haupt, „wenn das Corps so viel Verluste hat, ist doch wohl wieder aktiv wer- den, bis der junge Nach- achs sich herausgemausert hat!“ Und in der That trat er sich mit die- sem Gebraute umsomehr, je näher der Schluß des Semesters heranrückte, und gewissermaßen, um uns zu zeigen, mit welcher Würde und Resignation er sich in das ihm unvermeidlich Schin- nende zu fügen wissen werde, begann er bereits jetzt, seine berühmten Gänge zur Königlichen Bibliothek auf ein äußerstes Minimum einzuschränken und weniger Bücher, als vordem, be- deckten seinen Schreibtisch. „n Morgen, Mud! Wohin willst Du denn?“ „Ich? hm! Bischen bummeln, dann Frühstücken machen!“ „Bist Du in der Bibliothek gewe- sen?“ „Er sah mich mit einem Blicke an, als zweifle er an meinem Verstande. „Wilst Du Dich über mich lustig machen?“ fragte er mich mit unsagbar- ter Betrachtung im Ton. „Wer wird denn jetzt am Semester- schluß noch Bücher aus der Bibliothek holen?“ „Na, ich dachte nur —“ „Anfinn! Was Ihr junges Volk Euch im sogenannten Denken leistet, das übersteigt alle Begriffe! Das Den- ken, mein Junge, muß man in sehr ho- möopathischen Dosen gebrauchen, sonst wird's schädlich! Das sage ich Dir und darum darfst Du es ohne Weiteres glauben!“ „Schon gut, mein lieber Mud! Du bist im Uebrigen ein trefflicher Kerl!“ „Das will ich meinen! Nie haben die Gassen, über denen das Münchener Kindel thronet, einen Würdigeren! Und ich werde dafür sorgen, daß sie dieses Glückes für's Erste auch nicht beraubt werden sollen!“ Eben wollte ich mit einer launigen Bemerkung entgegen, als ein gellen- der, marktschreiernder Schrei an un- sere Ohren drang. Wir sahen nach der Richtung hin, woher er erklingen war. Ein schweres Unglück war geschehen. Ein kleiner Junge von sieben bis acht Jahren hatte sich an zwei Pferde eines auf der Straße haltenden Wagens her- angezwängt, von denen das eine Thier plötzlich ausstieg und den Kleinen so unglücklich traf, daß er blutend und

ohnmächtig zu Boden stürzte. Man trug den Schwerverwundeten in ein nahegelegenes Haus; händelringend kniete ein blaßes, abgezehrtcs Weib neben dem Kinde; seine Mutter. Wir traten hinzu. Der arme Kleine blutete furchtbar aus einer klaffenben Kopfwunde. „Es ist schon zu einem in der Nähe wohnenden Arzt geschickt worden“, sagte uns ein Gendarm, „aber die Herren sind ja in diesen Stun- den fast alle auf Praxis unter- wegs; und bis man das Kind in die Klinik transportirt, verblutet es sich unterwegs, wenn ihm nicht sofort ein Notverband angelegt werden kann.“ Der Mann hatte offenbar recht. Hier mußte, wenn nicht das Schlimmste ein- treten sollte, sofort die Blutung gestillt werden. Wenn man eine tündige Hand in der Nähe gehabt hätte! „Sag mal, Mud, kannst Du das nicht?“ fragte ich. „Er sah mich fast erschrocken an. „Ja? Ja, eigentlich sollte ich's können — aber — ich kann's nicht!“ Und dabei machte er ein so trauriges Gesicht, wie ich's noch nie bei ihm bemerkt hatte. Minute auf Minute verirrte verrann, stumm standen die Anwe- senden neben der schluchzenden und händelringenden Mutter. „Arme Frau“, sagte der Gendarm, „es ist ihr einziges Kind!“ „Wo wohnt sie denn?“ fragte Mud. Der Gendarm nannte die Adresse. Endlich, endlich kam ein „Arzt! Er war sehr ernst, als er das Kind sah, legte einen Verband an und gab dann Befehl, den Knaben in die Klinik zu schaffen. — Ich war etwas überrascht, als gegen Abend Freund Mud in meiner „Bude“ erschien. „Weißt Du was“, sagte er zu mir, „wir wollen in die Klinik gehen und sehen, was der Junge macht! Er thut mir furchtbar leid! Und dann kannst Du mal ein Goldstück in Deiner Tas- che losmachen — ich hab's auch ge- than; es soll für die Mutter sein, sie wird's gebrauchen können, glaub ich!“ „Du bist ein Brachtmensch, Mud!“ entgegnete ich, ihm freudig beistimen- d. Er antwortete nicht gleich; sinnend sah er vor sich nieder. Erst nach eini- gen Augenblicken nahm er das Wort. „Es ist doch wirklich eine verteilte Geschichte, wenn man bei so einem Ge- schehen stehen muß und nicht weiß, was Man kommt sich ver- achst überflüssig in der Welt vor!“ „Lieber M., wie es ist“, sagte ich, „Dich hat, nach dem Vorfall von heute sehr nachdenklich gestimmt!“ „Nun ja“, gab er zur Antwort, „ich hab's nie vergessen, wie das arme Klei- ne Würmchen so blutend dala und die Mutter um ihren Liebling weinte und jammerte! Wahrhaftig“, setzte er tief aufathmend hinzu, „so ein alter Stun- dent glaubt gar nicht, wie furchtbar ernst das Leben ist! Aber nun thu' mir den Gefallen und beile die Hand ein wenig — Du bist heute von einer Lang- samkeit, als gälte es, faures Bier aus- zutrinken!“ „Ich muß mich aber doch etwas ab- büßeln.“ „Ach was! Bei Nacht sehen alle Klagen grau aus, und draußen ist ein Hundewetter, daß sich kein Mensch da- rum kümmert, ob Du abgehüßelt bist oder nicht!“ „Mud hatte recht. Als wir auf die Straße traten, piff uns ein schneidend- falter Märzwind entgegen und trieb uns Schnee an Regen in das Gesicht. So schnell wir auch vorwärts schritten, es fröstelte uns doch, und wir waren froh, als wir in dem angenehmen durch- wärmten Korridor der Klinik ange- kommen waren. Ein Herr trat uns entgegen. Un- sere bunten Mützen verriethen uns ihm als Studenten und er vermuthete wohl in uns beiden Mediziner. „Wünschen Sie den Professor X. zu sprechen?“ fragte er. „Nein“, entgegnete Mud, „wir su- chen hier einen Patienten, über dessen Befinden wir gern Näheres wissen möchten.“ „Darf ich fragen, wen Sie meinen?“ „Gewiß!“ meinte Mud. „Es ist der Junge, der heute Vormittag in der Ludwigstraße von einem Pferde geschlagen worden ist!“ „Oh, der arme kleine Kerl! Da kann ich Ihnen die genaueste Auskunft ge- ben — freilich keine gute: er liegt be- reits im Todestampfe! Der Blutver- lust war für das arme, schlecht genähr- te Burschen zu stark — er ist nicht zu retten! Wäre die dem Unfall gleich- tündige Hüfte zur Stelle gewesen, so wäre der Junge zweifellos gerettet worden! Jeder junge Mediziner in den ersten Semestern pflegt so etwas zu können, und es muß ein eigener Un- fern über dem Verlebten geschwebt ha- ben, daß gerade zur kritischen Stunde kein Einziger in der Nähe war. So ist jetzt keine Rettung mehr!“ „Ich sah, wie Mud zusammenzuckte, und eine tiefe Rührung über sein brau-

nes und nardenbedecktes Gesicht hauchte. Er trat an den Assistentenarzt — ein solcher war der Herr, der uns Bescheid gegeben — heran und sagte mit beweg- ter Stimme: „Sie irren, Herr Doktor, wenn Sie glauben, daß kein Mediziner an der Unglücksstätte zugegen gewesen wäre! Es war doch Einer da — aber ein Faulenzer, ein Bummler, der nichts gelernt hat, als Kneiplieder zu singen und auf die Mensur zu gehen, der aber aus diesem Vorfall sich eine Lehre für's ganze Leben genommen hat!“ In diesem Augenblick trat aus ein- nem der Kranzengimmer eine Frau, weinend und schluchzend hervor. Wir erkannten sofort die Mutter des verun- glückten Knaben wieder. Dem Unfin- ken nahe, kam sie auf den Assistenten- arzt zu. „Er ist todt!“ stöhnte sie. Der Arzt führte sie zu einem Stuhle, in dem sie zusammenbrach. Mud nahm seine Börse, in der ich mehrere Goldstücke bligen sah, und schob sie der Bewußtlosen in die Tasche. „Ich kann ihr den Jungen nicht er- setzen“, sagte er leise. „Aber ich will ihr helfen, die Sorgen zu tragen — das, meine ich, bin ich ihr schuldig!“ Er wandte sich an mich. „Komm“, sprach er. „Laß uns gehen! Ich ertrage den Anblick der Frau nicht mehr! Sie mahnt mich an — an meine Vergangenheit! Ja, aber — ich will die Zukunft leben!“ Und festen Schrittes, erhabenen Hauptes schritt er an meiner Seite aus der Klinik. Lange sprachen wir kein Wort. Plötzlich blieb Freund Mud stehen; eine erste Entschlossenheit lag auf sei- nen Zügen. „Du feierst heute Deinen Abschied“, sagte er. „Es wird Zeit, daß wir in die Kneipe gehen! Ich gehe mit, so- wohl ich heute das Schicksal aus einem sangesfrohen Träumer zu einem entschlossenen Mann umgeschmet- det hat. Wahrhaftig, ich hätte nie ge- dacht, daß ich so erst werden könnte, wie ich jetzt bin! Und wenn's nicht ge- rade Deinen P- oschied gälte, so ginge ich nicht zur Kneipe! So aber mag's drum sein — zum letzten Male sollen die o- en Lieder erklingen und soll der Schläger blitzen, und drum „em“, mein Junge, zum letzten Gaudemus!“ Er hat Wort gehalten. Heute ist Freund Mud ein geachteter und ge- schätzter Arzt, ein geschickter Chirurg, dessen sichere Hand schon Manchen dem Tode entriß; aus dem „Studenten“ wurde ein Mann im schönsten Sinne des Wortes. „Grüß Dich Gott, alter, treuer Ge- selle, und grüß Dich Gott, alte viel- liebe Stadt an der grünen Jfar, die Du uns Männer werden sahst!“

Seine erste Ehe.

Von Reinhold Cronheim.

Alle liebten ihn. Wenn sie Abends zusammenfamen auf der Veranda der Kantine, wo die große Petroleum- lampe über dem weiten, runden Ho- noratiorenstisch qualmte und die weiß getünchten Wände hell erleuchtete, wo Tausende von Moskitos und allerhand Stechfliegen saßen, zwischen denen die flinken, kleinen Hausfliegen herum- huschten um sich einen fetten Bißchen auszuwählen — und er war noch nicht da, so fehlte eben Jemand. Von hier aus saßen sie hinaus in die schillernde Bai von Samarang, wo das lichtstarke Wasser des indischen Ozeans sich in weiter Ferne mit den dunklen Bergen vereinte, wo die Sterne im Firmament, wo man das ewige Flammen der feu- erspeisenden Berge beobachten kann. Aus der ganzen großen Garnison kamen sie allabendlich zusammen. Alle europäischen Nationen waren vertreten; alte französische Troupes — entant- de gibernois, wie sie sich selbst mit Vor- liebe nannten —, die in Italien und Mexiko, in China und in Afrika und gegen die Deutschen gekämpft hatten, neben den Deutschen, die in jener Zeit noch vielfach das Eiserne Kreuz auf der Brust trugen. Ein alter Kerl war dabei, der in den Jahren 1848 — 49 gegen Jellachich sein Vaterland Ungarn vertheidigt hatte und er es hier glück- lich so weit gebracht hatte, keine Sprache mehr sprechen zu können. Er behalt sich mit einem Kauderwelsch, welches je weilig aus dem Deutschen und Un- garischen, dem Französischen und Deutschen, dem Holländischen und Ma- laisischen zusammengesetzt war. Und Engländer und Spanier, Dänen und Russen, Griechen und Deutsche, Schweizer und Italiener, Holländer, Belgier und sogar ein Türke war unter ihnen. Alle saßen sie friedlich bei einander und sie tranken ihren Genuß, ernsthaft, wie es sich für ernsthafte Kriegerleute gebührt. Aber fröhlich wurden sie erst, wenn er kam. Nicht etwa, daß er viel Aufsehens von sich machte — im Ge- gentheil er sagte zum Gruß leicht an

sein Käppi und drängte sich dann an die Seite seines Freundes, eines alten Sergeanten-Majors, von dem die japa- nischen Frauen sagten, daß er seinen Mund habe, weil der dicke Schnurr- bart und der rothe Vollbart, der ihm bis auf sein lebernes Säbelskoppel her- abwallte, diese nothwendige Öff- nung durchaus verdeckten. Er selbst war das Gegentheil des Bärtigen. Schlant und geschmeidig war er, noch ganz jung, und wenn er eine Meinung verfocht, so betrachtete man das immer als die entscheidbare Extravaganz ei- ner weitherzigen, wohlwollenden Na- tur, welche, da sie sich mit einer gewal- tigen physischen Kraft vereinigte, keine Beachtung verdiente. Wenn er sich dann niedergelassen hatte, so legte er mit unmaßhlicher Eleganz und Grazie seine beiden Beine auf den Tisch, blies den Rauch aus der Stro- cigarett von sich und bestellte sich bei dem japanischen Diener ein ganz gro- ßes Glas Genuß. Und alle die alten Gurgeln wundertben sich, wie der junge Bursch trinken konnte. Aber erzählen konnte er noch besser. Tausend Schur- ren, erlebte und erdichtete Abenteuer, alte Wize, die dort neu waren, spru- delten ihm von den Lippen, und wenn er Jemandem am nächsten Tage einen Dienst erweisen konnte, so war er im- mer bereitwillig am Plage. Deswegen liebte sie ihn und sie wußten auch, daß er sich längst das Kreuz verdient hatte, aber er sprach nicht davon, son- dern er lachte höflich, wenn die Rede darauf kam, und wies spöttlich mit dem Daumen über die Schulter dor- hin, wo das Offiziers-Casino lag. Na- türlich, die goldenen Sergeantenkrei- zen hatte man ihm gegeben, Man konnte nicht gut anders, und deswegen sah er auch hier trotz seiner kurzen Dienstzeit in dieser erlauchten Gesellschaft. Doch ein ganz Anderer war er, wenn er die Aussicht hatte über die Unteroffiziers- und Mannschafskantine. Dann sah er ruhig, an einem besonderen Tisch, er hatte den Sturmtrommeln von seinem Käppi herabgeschlagen und spielte ge- lassen mit seiner silbernen Säbelknaute. Wenn sich aber drüber auf der anderen Seite des Gebäudes die Mannschaften schlugen, so ging er ganz still hinüber und warf, ohne ein Wort zu sagen, den oder die Rädelstührer unfsant zur Thür hinaus. Und wenn sich diese Sünder im Straßensande wieder fan- den, so riefen sie sich das Genid und auch andere Körpertheile und schlichen beschämt nach Hause, weil sie wußten, daß er sie niemals anzeigen würde. Deswegen liebte sie ihn eben. An dem großen runden Tisch aber hatten sie ihn immer gehänselt, weil er den japanischen Mädchen nicht nach- lief und weil er sich niemals in eine Liebslei eingelassen hatte. Das hatte er immer ruhig angehört, er hatte lä- chelt, wie etwa ein Weltweiser lächeln würde. Im Nothfalle aber, wenn die Sache zu arg wurde, legte er etwas lärmend seine Faust auf den Tisch und dann hielt man merkwürdigerweise die ganze Angelegenheit nicht mehr für er- wünschenswerth. Seine Abneigung gegen die braunen Frauen war nämlich deswegen so merkwürdig, weil es in der holländisch-ostindischen Armee jedem Soldaten frei steht, sich eine eingebore- ne Frau zu nehmen, mit der er in wil- der Ehe leben kann und für die die Re- gierung sorgt. Er hatte das immer verschmäht und deswegen wurde er so häufig ausgelacht. „Von Weibern und Hunden“, pflegte er zu sagen, „hat man für jede Stunde der Freude ein Jahr des Schmerzes und der Enttäuschung zu tragen.“ Und dabei machte er ein so überlegenes Ge- sicht, als hätte er mit seinen fünfunds- zwanzig Jahren bereits alle Lebens- weisheit und alle Genüsse der Welt durchkostet. Eines Tages oder besser eines Abends sollte eine großartige Wen- dung in seinem Schicksal eintreten. Er hatte die Aussicht gehabt in der Kan- tine, und weil heute gerade die Löh- nung geahlt war, so war es besonders lärmend hergegangen. Drüben in der Mannschafskantine waren zwei Streitbühne aneinander gerathen, der Eine hatte dem Andern die Nase etwas „ausgebeßert“, wie der technische Aus- druck lautet, und dabei hatten sie einen Tisch mit Gläsern umgeworfen, die sie nach kurzer Auseinandersetzung bezah- len mußten. Dann hatte er die beiden Missethäter hinausgeworfen — was sollte er auch weiter thun: wußte er doch, daß ihre Mittel für längere Zeit gänzlich erschöpft waren, so daß sie vorläufig wenigstens keine weiteren Uebelthaten begehen konnten. Aber jetzt waren sie alle singend und ramballir- end nach ihren Kasernen zurückgelehrt und jetzt durste auch er sich zurückziehen. Einen Tropfen aber wollte er sich auch gönnen, er trat an das schmutzige Puf- fet und bestellte sich einen „ganzen Großen“. Teufel, da sah er lag in der dunklen Ecke noch Jemand. Es war der alte Regierergent Sar- riman. Er trat auf ihn zu, um ihn zum Wegegehen aufzufordern, und da

merkte er erst, daß der alte Sariman hoffnungslos betrunken war. Mit sei- nem alten, faltigen Regierergesicht, welches von einem spärlichen Kranz weißer Büdelhaare eingefast war, von dem die unermessliche schwarze Klage sel- sam abstach, blickte ihn der riesige Bursch verständnißlos an und mur- melte in ganz gutem Holländisch wehr- zu sich selbst: „Mit Sariman ist es aus; er geht auf die Festung, viele Jahre; das Kreuz werden sie ihm nehmen und dann muß er den Schubarren schie- ben.“ „Sei doch kein Narr“, erwiderte er, „nach zwanzig Dienstjahren geht man nicht auf die Festung. Trint' aus und scheer' Dich nach Hause!“ „Sariman ist ein Dieb“, sagte der Regier mit der Hartnäckigkeit eines Trunkenen und fuhr mit seiner breiten Faust über die schwarze Klage, als wollte er den peinigenden Gedanken fortwischen. Mehr um den Schwarzen zu beruhigen als aus Neugier lehnte er sich zu ihm und fragte: „Sage, alter Junge, was hast Du denn gestohlen?“ „Mein Gott“, lallte der Regier, „Sariman hat die Menage für die Regierkompagnie geholt im letzten Monat und nun ist das Geld vertrun- ken, aber übermorgen muß er abrech- nen und der Kapitän versteht keinen Spaß in solchen Sachen.“ „Es wird nicht so schlimm sein“, entgegnete er, „komm' morgen zu mir und ich werde Dir die Abrechnung machen.“ „Wenn Du das thust, wird sich Sa- riman dankbar erweisen.“ Und dann entfernten sie sich. Er ging in seine Kaserne und Sariman taumelte seiner Wohnung zu. Er hatte außerhalb der Kaserne sein Heim, weil er lange Jahre mit einer Javadin ver- heirathet und Vater einer zahlreichen Mischlingsfamilie war. Am nächsten Morgen erschien Sari- man pünktlich mit seinen Büchern und Rechnungen. Er hatte das Schreiben in der indischen Armees gelernt, denn ursprünglich stammte er vom Konjo, wo vor langen Jahren die Holländer Regier für ihr indisches Heer angewar- ben. Heute war er nüchtern und er schämte sich ein wenig über das Geständniß, welches er am Abend vorher abgelegt hatte. Und während der Andere red- nete und prüfte, sah er beschneiden in einer Ecke und betrachtete den weißen Mann, der so schnell und geschickt re- chnete, mit unverhohlenem Erschaunen, und hin und wieder ging ein Schauder durch seinen iberulischen Körper, wie den Verbrecher wohl überkommt, der sein Urtheil erwartet. Endlich legte der Andere die Papiere aus der Hand. „Weißt Du, alter Bursche, wie viel Du durch Deine schwarze Knele hast laufen lassen?“ „Etwas Geld hat Sariman“, er- widerte der Regier schlau und demü- thig. „Na, wenn Du zehn Gulden drauf legt, ist die ganze Sache reparirt.“ „Zehn Gulden kann Sariman im- mer zahlen“, sagte er stolz und fal- tete die Hände, da die Finger in ih- ren Gelenken knackten. Und er nahm seine Bücher und be- zehuerte noch im Wegegehen, daß er sich dankbar zeigen würde. Er hatte den Zwischensfall eigentlich schon vergessen. Eines Nachmittags, als die Hitze mit bleierner Gewalt über den Bambustafeln brütete, klopfte es an seine Thür. Er lag auf seinem armeligen Soldatenbett und stubite eines der vielen Dienstreglements, an denen man dort wirklich keinen Man- gel hat. Sariman erschien, aber nicht allein, in seiner Begleitung befand sich seine älteste Tochter, ein schlantes, gro- ßes Mädchen, olivenfarbig und wulk- löpfig, mit blauen Zähnen und dunk- len Regeraugen und den feinen Gli- edern der malaisischen Rasse. Mit einfacher Granbezza sagte Sa- riman: „Du hast dem alten Sariman einen großen Dienst erwiesen — Sariman bringt Dir seine Tochter zum Geschenk; sie hat was sie braucht!“ Damit beschwand er, ohne eine Entgegnung abzuwarten, und ließ das Mädchen zurück. Er war etwas be- stürzt aufgesprungen und musterte das unerwartete Geschenk. „Du willst also bei mir bleiben?“ fragte er malaisisch. „Ja“, antwortete sie ohne Bögn; sic schien diese Frage für ganz überflüs- sig zu halten. „Donnerwetter“, brummte er vor sich hin, „den alten Sariman muß der Teufel geritten haben. Na, beleidigen darf man den alten Gel nicht! Dann mach' es Dir nur bequem, mein Kind. Was hast Du denn da mitgebracht?“ „Das ist das Gut, welches mir Va- ter mitgegeben hat.“ „Das „Gut“ bestand in zwei Koch-